



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eyssenhardt, F.: Italienische Zustände.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Italienische Zustände.



Als der Hausnarr des Ottavio Piccolomini, der die Abenteuer seines vielbewegten Lebens im Jahre 1645 beschrieb, die Stadt Avignon betreten wollte, schossen die Thormächter zweimal auf ihn und zwangen ihn, weil er keinen Gesundheitspaß (boleta de sanidad) hatte, zu schleuniger Umkehr; auch Lyon hatte der Pest wegen seine Thore geschlossen — kurz, es ging damals in Frankreich ebenso zu, wie im vergangenen Sommer in Italien, wo die Eisenbahnzüge nicht nur in Unteritalien, sondern einmal sogar in Civitavecchia mit Kugeln oder Steinen empfangen wurden, und ein Reisender, der Orvieto besuchen wollte, am ersten Thore abgewiesen, rund um die Stadt ging, ohne Einlaß zu finden.

Italien ist für so unzählige Deutsche das Land der Verheißung, daß man gern auch bei längerem Aufenthalte über Mängel hinwegsieht, welche man in der Heimat als unerträglich empfinden würde. Kommt aber eine besonders starke Aufregung in das Volk, wie es die Cholerafurcht in den Monaten Juli bis September war, so treten Züge weniger des Volkscharakters als der staatlichen Einrichtungen so offen zu tage, daß man plötzlich im Mittelalter zu stehen meint, und der schöne Traum staatlicher Einheit und gesetzmäßiger Regierung mit einem Schlage zerstört wird.

Der Hauptgrund für die Erscheinungen, welche alle einsichtigen Italiener ebenso wie die wahren Freunde des Landes mit der größten Besorgnis für die gesunde Entwicklung Italiens erfüllten, liegt in der Schwäche der Regierung. Die Advokaten, welche das wechselnde Spiel der parlamentarischen Majoritäten augenblicklich auf die Ministerstühle gehoben hatte, brachten erst der öffentlichen Feigheit die Landquarantäne zum Geschenk, dann gestatteten sie der lokalen Furcht und der wilden municipalen Selbstsucht, die ganzen Verhältnisse des Landes zu zerrütten. Als der heftige Ausbruch in Spezia erfolgt war, schlossen zahlreiche Städte ihre Thore. Man hätte glauben sollen, daß der erste Sindaco, der sich unterstand, die Landesgesetze in so frecher Weise zu übertreten, von dem Minister des Innern sofort telegraphisch abgesetzt werden würde. Aber nein: der Minister wartete vierzehn Tage, das heißt er wünschte die öffentliche Meinung kennen zu lernen, und endlich, als alle anständigen Zeitungen die städtischen Absperrungen in den stärksten Ausdrücken verdammten, erließ sein Generalsekretär Morana ein Zirkular, wonach die municipale Isolirung nicht etwa völlig verboten, sondern nur beschränkt und den Gemeinden gestattet wurde,

Reisende, deren Gesundheit nicht über jeden Zweifel erhaben war, in ein Beobachtungs- (nicht in ein Cholera-) Lazaret zu bringen und dort zu observiren.

Wer die Zeit der Cholerafurcht nicht selbst in Italien mit erlebt hat, kann sich kaum eine Vorstellung von den Zuständen machen, welche durch dieselbe hervorgerufen wurden. In Cortona wurde am 27. August eine Frau mit zwei Kindern vor die Wahl gestellt, ins Lazaret zu gehen oder zurückzufahren; Cortona wollte überhaupt keinen Fremden in seinen Mauern haben. Die arme Frau blieb auf dem Bahnhofe, um mit dem nächsten Zuge nach Florenz zurückzufahren.

In Perugia begab sich der Kriegerverein (die sogenannten *reduci delle patrie battaglie*) am 28. August abends zum Unterpräfekten, und bat ihn um Anwendung der strengsten Maßregeln: „Gewiß, meine Herren, wir wollen nur Leute in die Stadt lassen, die aus unverdächtigen Gegenden kommen.“ „Nein, nein! schrienen die Tapfern, gar keiner soll herein, oder will er doch, so muß er ins Lazaret!“ Ich selbst war am Morgen dieses Tages noch eingelassen worden, aber am Abend des nächsten Tages wurde eine Dame mit zwei Kindern, die in demselben Gasthof logirte, aus dem Bette geholt und ins Lazaret gebracht. Am nächsten Morgen ließ man sie auf ein von dem Bürgermeister von Florenz telegraphisch ausgestelltes Gesundheitsattest wieder frei: wie sorglich muß sich der Bürgermeister von Florenz um die Seinen kümmern, daß er so genau über sie Bescheid wußte!

Der Bürgermeister von Perugia erließ eine strenge Verordnung, wonach nur mit einem Gesundheitspasse versehene und aus völlig unverdächtigen Orten kommende Reisende die Stadt betreten durften. Die Thore wurden von Mitgliedern des Kriegervereins besetzt, die mit strenger Miene jeden Ankömmling musterten. Als ich die Kirche San Pietro fuori le mura besuchen wollte und deshalb durch das Thor von San Pietro gehen mußte, gab mir der grimmige Wächter ein *lascia passare*, damit ich wieder zurückkommen konnte. Ich empfahl ihm, den Herrn Bürgermeister auf einen Teil meines Gasthofes aufmerksam zu machen, der auf das dringendste in sanitäre Observanz genommen zu werden verdiente. Der Veteran wollte sich halbtot lachen und bemerkte, dann hätte der Herr Sindaco viel in Perugia zu thun.

Ebenso wie Perugia sperreten sich die andern Städte ab. Niemand kam nach Assisi, Spoleto, Terni, Trevi u. s. w. hinein. Ja die Furcht ging so weit, daß in Foligno sämtliche Reisende, obgleich gar keiner in die Stadt gehen wollte, in einem engen, schmutzigen Raume einer Räucherung unterzogen wurden, ehe man sie weiterreisen ließ.

Auf diese Weise wurde der ganze innere Verkehr in Italien lahmgelegt. Bekannt gemacht wurden die Sperrmaßregeln immer nur in den Ortschaften selbst, und niemand konnte sicher sein, ob er in die Stadt, in welche er sich begeben wollte, auch wirklich eingelassen werden würde. Am Billetschalter in Rom fragte ich,

als ich ein Billet nach Porto d'Anzio nahm, ob man in die Stadt hineinkönnte. „Gewiß,“ antwortete der Beamte, während er nach der in Italien herrschenden Abderitensitte die für das Billet vereinnahmte Summe mit Tinte und Feder aufschrieb, vergaß aber hinzuzufügen, daß das kleine Nettuno dicht bei Anzio keinen Reisenden einließ, es sei denn, daß er in ein Quarantänelazaret gehen wollte; man denke sich ein Lazaret in Nettuno!

Rom ließ sich nun freilich ebensowenig absperrern wie Neapel. Dafür wurden aber die Räucherungen auf dem Bahnhofe in Rom in wahrhaft erbarmungsloser Weise (wenigstens nach dem Ausbruche in Neapel) gehandhabt. Wer von irgendeinem Ausfluge in die Campagna zurückkam, mußte sie ebenso überstehen wie die Reisenden, die von Neapel kamen, es sei denn, daß er schlau genug war, stets mit dem Tramway Marino-Rom oder Tivoli-Rom zurückzukommen, denn auf der Endstation dieser Strecken fand keine Räucherung statt!

Eine erheiternde Maßregel war bei den Räucherungen in Rom die an die Reisenden gerichtete Frage, ob sie schmutzige Wäsche in ihren Koffern hätten; wahrscheinlich sollte dieselbe desinfiziert werden. Regelmäßig kam dabei die überraschende Thatsache zu tage, daß kein einziger Passagier auch nur das kleinste Stück gebrauchter Wäsche bei sich hatte. Da hatten dann nachdenkende Leute Gelegenheit, sich die Frage vorzulegen, was merkwürdiger sei, die strenge Untersuchung der Reiseeffekten oder die allgemeine landesübliche Reinlichkeit.

Glücklicherweise ist die Cholera nicht nach Rom gekommen; was man erwarten mußte, wenn sie dort aufgetreten wäre, kann man bei der allgemeinen, aus der Schwäche der Centralgewalt zu erklärenden Kopflosigkeit leicht ermessen. Während in Neapel die Kranken eines Saales dem Könige, der sie besuchte, entgegenriefen: „Majestät, wir sind garnicht krank, wir bekommen bloß nichts zu essen, und sterben nicht an der Cholera, sondern vor Hunger!“ — machte in Rom bei dem Furchtfieber, welches sich der leitenden Kreise bemächtigt hatte, jeder, was er wollte. Die Römische Zeitung *Popolo Romano* hatte die Nachricht gebracht, zwei Ärzte hätten sich geweigert, einen (angeblich) Cholerafranken zu besuchen. Der eine dieser beiden Ärzte erwiederte, natürlich habe er sich geweigert, da er noch andre Patienten habe, die er nicht mehr behandeln könnte, wenn er einen an der Cholera Erkrankten besuchte, weil er dann mit allen andern, die mit dem Erkrankten in Berührung gekommen wären, sequestrirt würde. Die Zeitung berichtigte den Irrtum des Arztes dahin, daß sie aus authentischer Quelle mittheilte, die Ärzte würden in dem betreffenden Falle nicht sequestrirt, vergaß aber, daß in derselben Nummer mitgeteilt wurde, der Arzt, welcher den aus Palermo über Neapel nach Rom gereisten und dort an der Cholera erkrankten Arbeiter behandelt habe, sei sequestrirt worden!

So wurden denn auch die mit großem Pomp angekündigten Regierungsmaßregeln regelmäßig auf das ungenirteste übertreten oder umgangen. Die gegen Frankreich, die Schweiz und wenigstens gegen einen Teil der Grenze von

Österreich angeordnete Landquarantäne brachte es mit sich, daß kein italienischer Staatsangehöriger sich länger als 24 Stunden im Auslande aufhalten durfte, wenn er nicht nach seiner Rückkehr ins Lazaret gehen wollte. In Arstiero in den venezianischen Alpen wurde mir mitgeteilt, wie man die Sache umging. Der aus Italien Hinausgehende bekam eine Bescheinigung seines Bürgermeisters, daß er an dem und dem Tage, zu der und der Stunde abgereist sei; wollte er nun länger als vierundzwanzig Stunden jenseits der Grenze bleiben, so schrieb er an einen Freund; dieser ließ sich für seine eigne Person ein Zertifikat für den Tag geben, an welchem der Reisende zurückkehren wollte, und schickte es ihm. Da nun die Truppen, welche den Grenzordon bildeten, nicht angewiesen waren, die Persönlichkeit der in Frage kommenden festzustellen, so fand fortwährend ein durch die Post vermittelter, ebenso lebhafter als unbehinderter Grenzverkehr statt.

Man kann ferner geradezu behaupten, daß die Krankheit eigentlich durch die sanitären Maßregeln der Regierung im Lande verbreitet worden ist. Als der Ausbruch in Spezia erfolgte, half die Erwägung freilich nichts mehr, daß er hauptsächlich darauf zurückzuführen war, daß die Regierung zu schwach gewesen, den Verkauf der Lumpen zu verhindern, welche die Lumpenhändler in Spezia von den Flüchtlingen aus Frankreich eingehandelt hatten, denen man sie nach Beendigung ihrer Quarantäne an der französischen Grenze nicht abgenommen hatte. Dieser groben Nachlässigkeit gegenüber machte es denn einen geradezu lächerlichen Eindruck, daß Spezia durch einen Truppenordon eingeschlossen wurde. Sind schon die Quarantänen zu Lande deshalb illusorisch, weil Leute, welche die Quarantäne eben antreten, mit andern zusammenleben, welche sie zu beenden im Begriffe sind und so eine gegenseitige Übertragung etwaigen Ansteckungsstoffes stattfinden kann, so ist ein Truppenordon der Gipfel der Unbesonnenheit, weil seine Herstellung mehr Zeit erfordert als nötig ist, um den infizierten Ort in aller Ruhe zu verlassen. Und so kam es auch: wer irgend in der Lage war, aus Spezia fortzugehen, reiste ab und übertrug die eventuell in ihm vorhandenen Krankheitskeime in andre Ortschaften, das Militär aber langte — wie es nicht anders konnte — erst dann an, als niemand mehr in Spezia war, der die Absicht gehabt hatte, die Stadt zu verlassen.

Freilich ist dies nur eine Seite der Sache. Die Landquarantäne gegen das Ausland sollte für das Kabinet zur Erreichung mehrerer Zwecke dienlich sein. Erstens trug sie — und darin offenbarte sich wieder die Schwäche der Regierung — der durch die Opposition in Szene gesetzten allgemeinen Furcht Rechnung und beraubte die parlamentarischen Gegner für die nächste Session einer günstigen Angriffsstellung. Zweitens wollte das Kabinet der schweizerischen Regierung die Weigerung des Bundesrates, etwas gegen den großartigen Schmuggel zu thun, der aus der Schweiz nach Italien getrieben wird, durch

die Unannehmlichkeiten heinzahlen, welche die Quarantäne für die Schweiz hatte. Endlich gab man sich der Hoffnung hin, durch den festgeschnürten Militärkordon den Schmuggelhandel vollständig zu vernichten und der Staatskasse eine entsprechende, sehr bedeutende Mehreinnahme zuzuführen. Aber wer zuviel erreichen will, erlangt manchmal garnichts. Beim Ausbruche der Epidemie in Neapel wurden der Regierung von dem Chef der Opposition, Crispi, die bittersten Vorwürfe darüber gemacht, daß sie die Alpen nicht hermetisch abgesperrt und dadurch die Übertragung der Krankheit verhindert habe. Diese wunderbaren Vorwürfe (man fragte sich, ob Crispi die Alpen für einen Zaun statt für eine langgedehnte, vielfach durch unwegsame Gletscher und unübersteigbare Felsen unterbrochene Grenze halte) verstummten allerdings allmählig ganz, und jetzt sind alle einsichtigen Italiener zur Überzeugung gelangt, daß die Landquarantäne ebensowohl ein großer und sehr kostspieliger Fehler wie eine völlig wirkungslose Maßregel gewesen ist. Der frühere, jetzt oppositionelle Unterrichtsminister Bacelli, Professor der Medizin an der Römischen Universität, schickte, sobald sich der Umschwung in der öffentlichen Meinung vorzubereiten anfing, an eine Römische Zeitung ein Schreiben über die Quarantäne, aus dessen unklaren und gewundenen Sätzen man herauslesen konnte, was man wollte, und das offenbar darauf berechnet war, einer Schwankung in den Ansichten der Opposition zur Einleitung zu dienen.

Daß die italienische Regierung die schweizerische Bevölkerung chikaniren wollte, geht mit Evidenz aus der Art hervor, wie die Quarantäne gehandhabt wurde. Im Kanton Tessin ist es, ebenso wie in Frankreich, vielfach Sitte, Säuglinge aus den Städten in Ammenverpflegung auf das Land zu geben. Eine Familie in Locarno hatte eine Bäuerin, die in Italien (dicht an der Grenze) lebte, zu diesem Zwecke engagirt. Das Kind wird an die schweizerische Seite des Kordons gebracht, die Amme kommt an die italienische Seite und nimmt es in Empfang. Da läßt der kommandirende Offizier Kind und Amme ins Lazaret zur Abhaltung der Quarantäne eskortiren! — Oben auf dem Gletscher des Theodulpasses wollten einige Touristen, die von Zermatt aus auf die Soehöhe gestiegen waren, nach Italien hinübersehen, aber augenblicklich bekehrten sie die emporgehobenen Gewehrläufe der den Kordon bildenden Soldaten, daß es gefährlich sei, die reinen Lüfte durch etwaige Aftmungsniiasmen zu verunreinigen, und die Unvorsichtigen gingen schleunigst zurück.

Daß die Schweiz durch die Quarantäne große Verluste gehabt hat, ist unleugbar, aber noch weit schlimmer ist Italien selbst dabei weggekommen. Abgesehen von dem Mangel an Fremdenverkehr haben Handel und Industrie die schwerste Schädigung erlitten, da die Schererereien an der Grenze eine allgemeine Unsicherheit in der Lieferung der Waaren zur Folge hatten, sodaß die Bestellungen ausblieben und deshalb viele Fabriken, besonders Oberitaliens, theils gar nicht mehr, theils sehr viel weniger arbeiteten als sonst. Abgesehen

davon muß natürlich die Waarenbewegung erheblich zurückgehen, wenn der Personentransport so gut wie aufhört oder sich wenigstens auf das absolut Notwendige beschränkt.

Am empfindlichsten war der Verlust, welcher die italienische Staatskasse direkt getroffen hat. Der Grund der Animosität gegen die Schweiz (gegen Frankreich scheint die Quarantäne wesentlich anders gehandhabt worden zu sein) lag in der Forderung, die Bundesregierung solle dem Schmuggel steuern. Nun wird dieser Schmuggel natürlich nur von italienischen Unterthanen betrieben, welche Thee, Kaffee, Zucker, Petroleum, Salz und ähnliches in den Grenzorten einkaufen, über die Pässe bringen und in Italien absetzen. Der Nutzen ist trotz der Schwierigkeit des Transportes sehr erheblich, weil die meisten der geschmuggelten Waaren in Italien der hohen Zölle wegen das Doppelte kosten. Die Schweizer Regierung sagte mit vollem Rechte, daß der Schmuggel nur da inhibirt oder bestraft werden könne, wo ein Delikt gegen die Landesgesetze vorliege, das heißt in Italien, während die Händler ihre Waaren in der Schweiz in vollkommen gesetzlicher Weise ankaufen. Dazu kommt, daß die Schweiz gar keine eigentliche Grenzbewachung durch Steueroffizianten hat, da aus Italien nach der Schweiz kein Schmuggel getrieben wird, während Italien über ein großes Heer von Douaniers verfügt.

Wenn nun die italienische Regierung glaubte, den Schmuggel durch den militärischen Kordon zu verhindern oder gar unmöglich zu machen, so hat sie sich aufs bitterste getäuscht. Die Steuereinnahmen sind während der Dauer der Quarantäne viel geringer gewesen als sonst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Schmuggel niemals so kolossale Dimensionen angenommen hat wie zur Zeit der militärischen Grenzbewachung. Die Douaniers sollen nämlich zwar auch gewissen Einflüssen nicht ganz unzugänglich sein, welche dem Schmuggler durch wirksame Überredung gestatten, seine Waaren ungehindert über die Grenze zu tragen — aber sie kennen das Terrain, die Schlupfwinkel und Schleichwege aufs vortrefflichste. Die Personen der Schmuggler sowie der Kundschafter, die vor der Trägerkarawane hergehen und durch ein vorzüglich eingerichtetes System von Signalen die Träger über die Gefahr und ihre Richtung verständigen, sind ihnen ganz genau bekannt. Wollen sie also nicht getäuscht sein, so sind sie sehr schwer zu betrügen. Die Soldaten dagegen (denn nun trat das Militärkommando an die Stelle der Steuerverwaltung) sind ebenso leicht zu — überreden wie die Douaniers und kennen außerdem die ganze Sachlage nicht. Der Grenzkordon bestand aus Wachtposten, die von fünfzig zu fünfzig Metern aufgestellt waren; hatten die Schmuggler zwei Wachtposten begreiflich gemacht, daß sie besser thäten, nicht hinzusehen, falls ein Zug waarenbepackter Männer über die Grenze gehen sollte, so kamen die Schmuggler ungehindert durch. Die Krämer schweizerischer Grenzorte, von denen fast nur Sachen verkauft werden, die in Italien einem hohen Eingangszoll unterliegen,

haben nie so gute Geschäfte gemacht wie im vergangenen Sommer und sind für die Einrichtung der Quarantäne aufrichtig dankbar.

Eine energische Regierung würde die Grenzjäger anders im Zaume halten, als es jetzt geschieht. Aber dieselbe Erscheinung wiederholt sich überall bei ähnlichen Beamtenkategorien und tritt nirgends stärker hervor als in Rom und seiner Umgebung. Daß der Bahnhofsvorsteher in Albano das Wartezimmer erster Klasse ausschließt, ist ein seltenes Ereignis in seinem thätigen Leben. Auf der Eisenbahn von Marino nach Rom war ich Zeuge, wie ein Herr in dem Koupee neben uns krampfhaft nach dem Schaffner rief, der während eines fünfminutenlangen Aufenthaltes in Ciampino durch keine Stimmgewalt zu erlangen war. Die Thür zwischen unserm Koupee und dem des verzweifelnden Reisenden war, wie alles auf dieser Linie möglichst erbärmlich ist, so verklommen, daß sie niemand zu öffnen vermochte, und der Unglückliche mußte richtig eine halbe Stunde länger im Zuge bleiben und dann zusehen, wie er zu Fuße zurückkam; ein Zug ging nicht mehr, da der letzte Tageszug gerade an diesem Tage — natürlich ohne die Sache in Rom bekannt zu machen — eingestellt worden war.

Derartige Beispiele könnte man, wenn es nicht zu langweilig wäre, in großer Zahl anführen; unwillkürlich denkt man dabei, ob nicht der König das Wort, welches er an den Ministerpräsidenten in Neapel richtete, manchmal auch sonst äußern könnte. Als dieser ihm nämlich Vorstellungen darüber machte, daß er durch den Besuch der Cholerafranken sein Leben aussetze, und dabei die Frage aufwarf, wie das Ministerium dies vor dem Parlamente verantworten solle, erwiderte der König: „Sie haben eine sehr einfache Antwort zu erteilen, Herr Depretis. Sagen Sie: der König hat es gewollt!“

Hamburg.

f. Eysenhardt.



Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei.

Von Adolf Rosenberg.

4.

Der alte Brueghel. — Jan Brueghel der ältere. — Paul Brill und Kottenhammer. — Die Kabinetsmalerei.



ehrerer Monate sind verflossen, seitdem ich den dritten der unter obigem Titel zusammengefaßten Artikel an dieser Stelle veröffentlicht habe. Derselbe beschäftigte sich in seiner zweiten Hälfte mit Pieter Brueghel dem älteren, dem Haupte jener Künstlerfamilie, deren Glieder in den südlichen Niederlanden für verschiedene Zweige der Malerei, für das Genre, die Landschaft und das Blumenstück, bahn-